

(Nachdruck verboten.)

15]

## Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

Nach langem Schweigen sagte endlich Marie Luise:

„Ja, Sie sprechen so und dürfen so sprechen, weil Sie ein Mann sind.“

„Sollte nicht jeder Mensch so sprechen?“

„Nein, denn die Frau gestaltet sich nicht ihr Leben selbst. Sie nimmt es hin. Und sie muß dankbar sein, wenn eine gütige Hand es ihr gestaltet.“

Grabaus war stehen geblieben, und wie versunken auf den dunklen Seespiegel blickend, aus dessen Tiefe Silberfunken aufzutauchen schienen, sagte er:

„Ach, gnädige Frau — wir sehen uns wohl kaum wieder. Da sollten wir in den wenigen Augenblicken nichts verschweigen. — Was ich eben gesagt habe — das alles — vor einer Stunde, da habe ich noch die menschliche Gesellschaft verflucht. Da sehnte ich mich nach Einsamkeit — wie Sie. Denn die Einsamkeit ist ja so gut. Man wird frei und stark. Und doch — man wird auch arm. Man glaubt nicht, weil man nicht sieht. Die Tür, die nie geöffnet wird, geht knarrig in der Angel. Und das Herz, das sich nicht immer wieder öffnet, schrumpft zusammen. Es ist leer und doch kein Platz darin.“

Er schwieg. Und nun Marie Luise anschauend, fuhr er fort mit einer Stimme, als wenn nicht er spräche, sondern etwas Stärkeres in ihm:

„Auf eines kommt alles an, gnädige Frau: daß man die rechte Stunde und den rechten Menschen findet. Eine Stunde — dieses flüchtige Ding — das kann zum ewigen Stern werden, der unser ganzes Leben erhellt.“

Sie antwortete nicht, ging auch nicht weiter. Schweigend standen sie einander gegenüber, ohne sich anzusehen, bis der übrige Teil der Gesellschaft zu ihnen stieß. Und als man bald darauf Abschied nahm, gab Marie Luise ihm stumm die Hand.

5.

Grabaus hatte von seiner Frau einen Brief erhalten, daß zu Hause alle wohllauf wären. Gleichzeitig aber äußerte Frau Konstanze ihr Erstaunen darüber, daß er noch nicht geschrieben hätte, wie es ihrer Mutter und ihren Schwestern ginge. Er wäre doch hoffentlich gleich nach seiner Ankunft dort gewesen.

Nun hatte Grabaus diesen ihm unangenehmen Besuch anfangs verschoben und später einfach vergessen. Jetzt aber mußte er ihn schleunigst nachholen.

Sein Schwiegervater, der königliche Hofopernsänger, oder vielmehr seine Schwiegermutter, Frau Konstanze Buchbinder — denn der Gatte kam eigentlich kaum in Betracht — wohnte am Schöneberger Ufer. Sie besaß nicht nur selbst vier Töchter, von denen nur die älteste verheiratet war, sondern hatte auch stets einige Töchter aus gut situierten Familien aus der Provinz in Pension, die Musik, Malerei oder sonstwas studierten oder sich einfach einen Winter über in Berlin amüsieren wollten. So war das Haus immer voller Damen.

Der ehemalige Opersänger war nahe an sechzig, ein aufgeschwemmter, langsamer Herr, mit pustendem Atem und kleinen Neuglein. Er war gleichzeitig ein Pantoffelheld und ein arger Tyrann. Doch eigentlich gehörte er überhaupt nicht zur Familie, sondern war in diesem Amazoneereich der einzige männliche Pensionär, der allen höchst überflüssig vorkam, auf den man aber eine Menge Rücksichten zu nehmen hatte. Nachdem er mit glänzenden Ausfichten begonnen, war seine Kunst allmählich in Fett und Alltag erstarrt. Er brauchte sie nur noch, um den Musik treibenden Pensionärinnen Gesangstunden zu geben und Sonntagabends zum Tanz aufzuspielen. Dies Stundengeld, dazu eine kleine Pension aus irgend einem Fonds waren das einzige, was er zur Bestreitung des Haushalts beitrug. Die ganze Last der Sorgen hatte von jeher auf seiner Frau geruht. Mit neunzehn Jahren ein hübsches Mädchen mit kleiner Mitgift, aber großen sentimentalischen Neigungen im Kopf hatte sie den gefeierten Sänger aus reinster Neigung geheiratet. Doch Neigung, Mitgift, Sentimentalität, das alles wurde von der harten Wirklichkeit entsetzlich schnell zermahlen. Frau Kon-

stanze hatte selbst kaum die Kinderschuhe abgestreift, als sie sah, daß der Vater ihrer Kinder ihr größtes Kind sei. Da er in seinem Künstlerelend alles Geld vertat, hatte sie mit der Not zu kämpfen und mußte sich endlich entschließen, die Pension einzurichten. Die Töchter wuchsen heran und wurden dank ihrem Einfluß verständige, nüchterne Menschen; die drei älteren, Helene, Frau Grabaus, die zweite und Berta machten ihr Lehrerinnenexamen, während die jüngste, leichtsinnigste und hübscheste, es nur bis zur Kindergärtnerin brachte. Das frühe Sorgen für sich hatte den Mädchen eine vorzeitige Selbstständigkeit gegeben, und wenn sie die Autorität der Mutter noch bis zu einem gewissen Grad anerkannten, für ihren Vater hatten sie nicht den geringsten Respekt. Und dies Gefühl ihrem Vater gegenüber übertrugen sie auf die Männer überhaupt. Sie stellten ihnen zwar eifrig nach, hielten sie im Grunde aber für herzlose, egoistische und etwas untergeordnete Wesen, die kraft Gott weiß welchen Vorurteils eine Macht und Stellung besaßen, welche eigentlich den Frauen gebührt hätte.

Für Sonntag mittag hatte Grabaus sich angefangt. Die ganze Gesellschaft saß bereits bei Tisch, in dem langen, schmalen, düsteren Berliner Zimmer. Durch das breite Hoffenster fiel eine traurige, sonnenlose Dämmerung und mischte sich mit dem gelblichen Licht der Hängelampe. Man war bei der Suppe. Der Professor, der sich seine Serviette in den Hals tragen gesteckt und in ihrer ganzen Breite über die Brust gelegt hatte, ließ gerade den Löffel sinken und sagte:

„Eure Suppe —“

„Was paßt Dir denn an der Suppe nicht?“ fragte Frau Konstanze ziemlich unwirsch.

„Eure Auguste, die is wohl wieder mal liebeskrank.“

„Aber, Papa — Auguste ist doch überhaupt am Ersten gegangen. Die jetzige heißt Lina,“ korrigierte die jüngste Tochter, Fränzchen, ihren Vater.

„Auguste oder Lina, meinst, das wär'n Unterschied? Das is ganz egal. Jedenfalls habt Ihr die Suppe mal wieder versalzen. — Du, übrigens Heinrich, da is mir doch neulich was Komisches passiert. Das muß ich Dir mal erzählen —“

Aber sobald der Professor das Wort erzählen ausgesprochen hatte, fing seine Frau leise an zu summen, was ein Zeichen war, daß er aufhören sollte. Denn oft genug waren seine Geschichten für die Ohren der jungen Damen durchaus nicht geeignet.

Sie wackelte unruhig mit dem Kopf und machte kaum hörbar „Sm — sum“, als wenn sie eine kleine Fliege nachahmte.

„Da ging ich neulich die Potsdamerstraße lang und will mal rüber — weißte, da bei Boeser u. Wolff. Aber kaum bin ich mitten drin zwischen den Fuhrwerken, als mir doch ein Droschkenkutscher mit seiner Deichsel in den Rücken fährt. Ich mich umdreht und sage: „Kerl, glauben Sie denn, ich hab'n eisernes Kreuz auf'm Buckel?“ Das war doch Geistesgegenwart, was? Kennste übrigens —“

Aber jetzt war aus der kleinen Fliege bereits ein großer Brummer geworden.

Kennste den Unterschied zwischen 'nem eisernen Kreuz und 'nem Hauskreuz?“

„Summ — summ.“

„Na, ich erzähl Dir das 'n andermal. — Gaste nu eigentlich genug tranchiert, Mama? Sieh mal, das Stück scheint mir ja ganz vernünftig, das könntste mir immer mal geben.“

Er bekam denn auch das Stück und wurde endlich still.

Unten am Tisch saßen die jungen Mädchen, die drei Töchter und vier Pensionärinnen. Lene erzählte von einer Madpartie, die sie am Morgen gemacht hatte. Es war herrlich gewesen. Das Laub der Eichbäume an der Veelighofer Chaussee hatte in der Sonne so goldig geblüht. Dabei waren sie ein Tempo gefahren — himmlisch!

„War denn Hornemann mit?“ fragte Berta, die zweitjüngste.

„Selbstredend.“

„Wiejo denn selbstredend? Er hätte doch verhindert sein können.“

„Na weißte,“ erwiderte Lene vorwurfsvoll. „Er und ich, wir sind Wette gefahren. Aber ich kann Euch sagen, Kinder, das strengt an. Ich hatte überhaupt keine Puste mehr.“

Sie lachte mit ihrem breiten, freuherzigen Mund, und ihre schwarzen, gutmütigen Augen funkelten vor Vergnügen. Heute war ihr Lebensschifflein hoch oben, morgen lag es vielleicht tief unten — das wechselte ab, je nachdem der Mann, den sie gerade liebte, ihr oder einer anderen den Hof machte.

„Nadelst Du auch?“ fragte Grabaus seine Schwägerin Verta.

„Nadeln? — Nein!“ entgegnete diese mit dünnem Lächeln.

„Sie hat Angst, es könnte ihre Figur verderben,“ sagte Fränzchen schnell, mit ihrer Badfischfreschheit.

Erstens das. Und zweitens finde ich es überhaupt unweiblich.“

„Du kannst es bloß nicht. Das ist der ganze Witz,“ meinte Lene.

„Ach — wirklich? Als ob sich Herr Grabowsky nicht schon zehnmal erboten hätte, es mich zu lehren. Aber ich mag einfach nicht. Ueberhaupt ist das Nadeln für Damen schon längst aus der Mode.“

„Wer ist denn Herr Grabowsky?“

„Herr Grabowsky ist ein sehr netter und gediegener Mann,“ erklärte Frau Buchbinder ihrem Schwiegerjohn.

„Assistent vom Hofrat Lechner. Du wirst ihn heut abend kennen lernen.“

„Wie kann man sich nur für einen Zahnarzt interessieren?“ sagte Lene kopfschüttelnd.

„Warum nicht? Nicht wahr, Fräulein Niekchen?“

Mit etwas boshaftem Lächeln wandte Verta sich dabei an eine Pensionärin, eine ziemlich häßliche Holsteinerin. Diese wurde rot und lachte verlegen, wobei sie ihre Zähne zeigte, die krumm und schief wie ein alter Statetenzaun standen.

„Es kommt doch gar nicht darauf an, was einer ist, sondern wie er ist.“

„Ich dachte: was er hat,“ meinte Fränzchen.

„Das sind ja nette Ansichten!“ sagte Grabaus halb scherzhaft, halb entrüstet.

Ach, Fränzchen, erklärten nun die anderen Schwestern, die ließ sich überhaupt kein r für ein u machen, die dachte ganz modern, ganz amerikanisch.

„Na, Kinder, ist doch auch wahr, von Lust und Liebe kann man nicht existieren. Wenn ich als Frau auch noch pekuniäre Sorgen haben sollte —!“

Fränzchens schnippisches Badfischgesicht war plötzlich ganz ernsthaft geworden, förmlich entrüstet über eine solche Zustimmung.

„Eja, 'ne Borderrwohnung von fünf Zimmern im Westen — drunter tun wir's überhaupt nicht. Was, Fränze?“ meinte Verta.

„Elektrische Beleuchtung muß auch dabei sein. — Ach, elektrisches Licht überm Bett haben — zu himmlisch!“

„Ne, nun seht bloß die Zöhre!“ Der alte Herr prustete förmlich vor Lachen. „Wer neben ihr im Bette liegt, das —“

„Sum — sum — sum —“ Das war schon keine Hummel mehr, sondern ein brummender Bär.

Auch die jungen Mädchen taten sehr chokiert und saßen alle mit ernstern, steifen Gesichtern da. Es dauerte eine ganze Weile, ehe die Unterhaltung wieder in Gang kam.

Nach dem Essen plauderte Grabaus eine ruhige Stunde mit seiner Schwiegermutter. Nachdem er ihr Interesse an Frau und Kindern befriedigt hatte, brachte sie von selbst das Gespräch auf künstlerische Dinge. Denn in einem verborgenen Fleckchen ihrer sorgenerfüllten Seele lebte noch immer die Sehnsucht und die Freude an der Kunst. Sie hatte kein Geld, Theater, Konzerte oder Ausstellungen zu besuchen, keine Zeit, Bücher zu lesen, aber sie liebte doch, wenigstens davon zu hören und darüber zu sprechen.

Gegen Abend tauchten die jungen Mädchen wieder auf, die sich inzwischen wieder umgekleidet hatten. Und dann dauerte es nicht lange, da begann die Schelle fast ununterbrochen zu gehen, und ein junger Herr nach dem anderen trat ein.

Wie fast jeden Sonntagabend gab es zum Anfang musikalische Vorträge, denn die gesangsfreudigen Pensionärinnen wollten natürlich ihre Fortschritte zeigen. Dann wurde Tee und Butterbrot gereicht. Darauf begann der Tanz.

In wunderlicher Stimmung saß Grabaus auf seinem einsamen Stuhl und schaute dem Auf- und Niedergang zu. In seine Gedanken an Marie Luise, in seine hohe, reine Stimmung, die wie träumerisches Ruhen unter funkelndem Sternenhimmel, an tiefen, blinkenden Wässern war, wie Schweben in stiller Klarheit, wie Klingen derselben milden,

holden Melodie — in diese weltferne Stimmung mischten sich erst leise, dann stärker und stärker Erinnerungen längst vergangener Zeiten. Lebendig wurden die Sonntagsabende, die auch er hier als Student verbracht hatte. War heute nicht alles wie einst? Der alte Mime am Klavier, Tänze paukend, und am kurzen Stummel einer erloschenen Zigarre saugend, und Frau Buchbinder, die immer ängstlich hin und her eilte, wie eine Gluckhenne um ihre Küchlein, das Dienstmädchen, das abwechselnd ein Tablett voller Gläser mit Bier und Selterswasser hereintrug. Und die Gäste! Dieser Herr Grabowsky! War nicht auch damals ein eleganter, melancholischer Zahnarzt umhergeirrt, mit so elegantem Gesicht, als wenn er alles Weh, das seine Patienten je ausgestanden hatten, nachempfände? Und die beiden Einjährigen, die immer zusammen tuschelten und sich von Zeit zu Zeit den Schweiß von der Stirn trockneten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Warenhäuser in alter Zeit.

Unter den mancherlei neuzeitlichen Erscheinungen des sozialen Lebens spielt bekanntlich auch das „Warenhaus“ eine hervorragende Rolle. Wollte man jedoch diese großen Bazare als eine spezielle Errungenschaft unseres Zeitalters ansehen, so wäre das ein Irrtum. Vielmehr gilt das Wort des weisen Ven Alkiba — wenn auch mit gewissen Einschränkungen — auch auf diesem Gebiete.

Kauf- und Warenhäuser kannte man nämlich bereits in früheren Jahrhunderten, jedoch war ihre Bedeutung, Gestalt und Einrichtung eine wesentlich andere als heutzutage. Fischer schreibt in seiner „Geschichte des deutschen Handels“ von 1792: „Es war bei den Deutschen seit den ältesten Zeiten im Gebrauche, in jeder Handelsstadt ein öffentliches Kaufhaus an dem Marktplatz zu erbauen, dem sie allerlei Namen, als: die Wage, der Bachhof, die Halle, der Stahlhof, das Kontor gaben, und einige Rechtsgelehrte haben die Existenz eines solchen Gebäudes für den Beweis angenommen, daß ein solcher Ort im allgemeinen Handelsplatz (emporium) gewesen wäre. Sie sagen, ein solches Gebäude sei nicht allein das Rathaus gewesen, sondern das öffentliche Versammlungshaus der Kaufleute und zugleich der gemeine Stapelplatz und die Niederlage, wo allerlei Gewerbe betrieben und alle Gattungen von Waren, besonders über See und auf den Strömen zusammengeführt und täglich abgesetzt worden wären. Wenn vermöge kaiserlicher oder landesherrlicher Verleihung eine Stadt mit dergleichen Gebäuden versehen war, so hielten sie dieselbe für ein Emporium und sprachen ihr das jus emporii zu.“

Nun, diese interessante Notiz ist nicht frei von mancherlei Verwechslungen. Fischer hat zunächst die ehemaligen Kaufmännertische angelegt wurden als kräftige Stützpunkte ihrer kommerziellen Unternehmungen. Weil nämlich der Handel in früheren Zeiten weit mehr als heutzutage die persönliche Teilnahme des Kaufmanns erforderte, so bedurfte dieser nicht nur einer größeren Niederlage für seine Waren, sondern in Ermangelung von passenden Herbergen auch eines Gebäudes, in dem er für die Dauer seines Aufenthaltes Quartier nehmen konnte. Beiden Zwecken dienten eben jene mittelalterlichen Kaufmännertische, in denen die buntgestaltigen Warenballen abgeladen wurden, um dann in den zahlreichen Speichern und Kellern der magazinartigen Halle untergebracht und dann daselbst verkauft zu werden. Im europäischen Norden waren „der deutsche Hof“ zu Nowgorod, das sogenannte „Kontor“ zu Brügge und die bereits Anno 1157 von Kölner Kaufleuten erbaute „Gildehalle“ zu London am bedeutendsten, während im Süden der hanseische Hof in Venedig als „Fondaco dei Tedeschi“ bezeichnet, viel von sich reden machte. Seine Vorbilder befanden sich im fernen Orient und waren große, mehrstöckige Bauten mit burgartiger Befestigung, deren geräumige Kammern oder Gewölbe abendländischen Kaufleuten gegen einen gewissen Mietzins pachtweise der zuständigen Regierung überlassen wurden. Diese westasiatischen Emporien belegte man im einzelnen mit der Bezeichnung „Fondaco“, was soviel wie Magazin, Wube, Gasthaus usw. bedeutet, und zwar entsprach ein solch vorübergehend ausgesuchtes Kaufmannsheim etwa dem heutigen Hotel, das vorwiegend von Handlungsreisenden in Anspruch genommen wird. Venedigs Fondaco enthielt außer zahlreichen Lagerräumen und Kaufmannsläden die Wohnungen für deutsche Handlungsherren und diente zugleich als Herberge für Reisende und Pilger. Dieses venezianische Magazin war so dicht mit Waren aller Art angefüllt, daß es angeblich die Bedürfnisse von ganz Italien zu befriedigen vermochte. Während des Monats Januar 1511 z. B. hatten deutsche Großhändler in Venedig für 140 000 Dufaten Spezereien, Zucker und andere Waren angekauft. Gegenstände der Ausfuhr nach Deutschland waren hauptsächlich Gewürze; Feigen und allerhand Süßfrüchte, Pfeffer, seidene Fächer und Dedern, sowie kostbare Gewebe aus Seide und Goldfäden. Dagegen brachten deutsche Händler dorthin außer der metallischen Ausbeute ihrer

Bergwerke auch Leder, Hornwaren, wollene Zeuge, Leinwand und Pelzwerk. Ein deutscher Pilger, der im Jahre 1497 in der Venezianer Warenhalle logiert hatte, berichtet: „Die Kaufleute erzählten mir, daß dieses Kaufhaus täglich der Herrschaft von Venedig an Zoll und Abgaben 100 Dukaten freies Geld einbringe, abgesehen von allen Waren, welche dort gekauft und gut bezahlt würden.“

Grundverschieden von dieser oder jener ausländischen „Faktorei“ alten Stils war jedoch „ein öffentliches Kaufhaus an dem Marktplatz“ — um mit Fischer zu reden —, wie es zu mittelalterlichen Zeiten fast in jeder besseren Stadt anzutreffen war. Es entbehrte einmal des oben gedachten Herbergcharakters und war außerdem nicht den fremden Kommerzien gewidmet, sondern bildete eine besondere Einrichtung zur schnelleren Erledigung des damaligen größeren Binnenhandels und diente gleichzeitig als Versammlungsort der einheimischen Kaufleute. Weil unter diesen ehemals die Tuch- und Schnittwarenhändler (gewantnider) an Rang und Reichtum hervorragten, so hieß das zünftige Gebäude meist „Gewandhaus“, z. B. in Leipzig, wo heute noch die Gewandhauskonzerte berühmt sind. Normale städtische Kaufhäuser zerfielen in der Regel in zwei Stockwerke, deren jedes sich aus einer Anzahl „Kammern“ zusammensetzte, doch war in manchem „Gewandhause“ auch wohl ein ungeteilter Raum zu finden, die sogenannte „Halle“, in der den dabei in Betracht kommenden „Geschäftsleuten“ bestimmte Verkaufsplätze angewiesen waren, denn in den angrenzenden Lagerräumen befanden sich stets allerhand „Artikel“ für den regen Ab- und Umsatz aufgespeichert.

Anfänglich baute man diese geräumigen Kauf- und Warenhäuser, die schon für das 13. Jahrhundert nachweisbar sind, überall auf herrschaftlichen Grund und Boden, denn wie der mittelalterliche Stadtfürst schon in karolingischer Zeit oft als Eigentümer des Marktes erscheint und von den herbeigezogenen Verkäufern einen gewissen Zins erhob — noch heute heimst der stets bedürftige Stadtfürst das sogenannte „Standgeld“ der Markthändler ein — so begegnet er uns auch einige Jahrhunderte später meist als Besitzer des öffentlichen Kaufhauses. In einer so ansehnlichen Stadt wie Halle a. S. ist es erst Anno 1823 in die Hand der kommunalen Behörde übergegangen, wie überhaupt um diese Zeit so manche Verkaufshalle auf Kosten der Bürgererschaft entstand — das aufgewendete Kapital wurde durch den ständig erhobenen „Grundzins“ wieder gedeckt —, wobei aber die gewerblichen Korporationen schon als besonders dabei interessierte Konkurrenten mit ihnen auf den Plan traten. Natürlich handelte es sich nicht ausschließlich um großartig angelegte „Tuchhallen“, wie z. B. in Brügge (1284), Löwen (1317) oder Regensburg (1340), sondern man errichtete auch wohl ein „Leinwandhaus“ — Breslau vermochte noch vor etwa 40 Jahren ein solches aufzuweisen —, ein „Schuhhaus“ (Nürnberg), ein „Waidhaus“ (Görlitz) und neben Brot- und Schlachthäusern auch häufig ein Getreidemagazin oder „Kornhaus“ (Wern). Zutweilen bildeten auch das Rathaus und das Kaufhaus ein und dasselbe Gebäude, so in Bremen von 1229 bis ins 15. Jahrhundert hinein, und in Hagen; ja, in Liegnitz waren Rat-, Kauf- und Tanzhaus unter einem Dache vereinigt. Wurde doch überhaupt in den öffentlichen Kaufhäusern, die auch fremden Händlern gegen Entrichtung des festgesetzten Standgeldes zugänglich waren, nur unter ständiger Aufsicht des städtischen Rates der übliche Verschleiß gestattet, und noch manche „Wage“ in der unmittelbaren Nähe alter Rathäuser zeugt deutlich von der ehemaligen kaufmännischen Betriebamkeit an dieser heute weniger lebhaften Stätte.

Für den eigentlichen „Krämer“, der sich in mittelalterlichen Lagen streng vom Großkaufmann unterschied, war damals der gegenwärtig noch sehr bekannte Laden oder „Gaden“ erforderlich, denn mit dem sogenannten „Kleinhandel“ durfte sich niemand im öffentlichen Kaufhause befassen. Nach alten Bildern zu urteilen, war der ehemalige Krämerladen weit einfacher als der jetzige: das Gewölbe schloffen gegen die Straße zwei horizontale Holzflügel ab, von denen im geöffneten Zustande der eine nach unten fiel und bei horizontaler Lage zugleich den geeigneten Platz zum Ausbreiten der feilzubietenden Waren bot, während der andere, oben befestigt, hindurch den Schutz gegen ungünstige Witterung gewährte. Das obere Stockwerk — ein weiteres hatte dieses Kaufhaus „im verjüngten Maßstabe“ nicht aufzuweisen — sprang überdies ebenfalls dachartig hervor. War dieser Vorbau noch auf besondere Säulen gestützt, so entstanden die nach italienischen Mustern eingerichteten „Lauben“, wie sie hier und da heute noch erhalten sind.

Geringere Krämer besaßen nur stehende Buden, mit denen sie sich überall, wo der Verkehr stärker flutete, irgendwo einmischten, um das Rathaus herum, zwischen den Pfeilern der Kirche, an den Brückeneingängen und ähnlichen Stellen. Größere Städte hatten auch wohl besondere „Krämerstraßen“ oder Plätze „unter den Krämer“ aufzuweisen, die mit ihren feststehenden Kaufhäusern geringeren Umlanges einen ständigen Jahrmarkt bildeten, wie zum Beispiel in Erfurt auf der „Krämerbrücke“. Daß es im 13. Jahrhundert auf dieser schon recht bunt herging, berichtet Professor Alfred Kirchner mit folgenden Worten: „Wonach sich unser Herz sehnt, hier können wir es haben, und das Seltenste, das Fernste zuerst. Fremde Tuchstoffe, Vermer und Dirbendei, Samt und Seide gibt es sowie duftige Spezereien, Wachs, süßer Kandit, Zudermehl und Muskat, Wachsen mit Pfeffer, Safran und Ingwer, und was mag noch alles im Hintergrund der dunklen Gewölbe verborgen sein! Ist es doch hier und da, als wenn des Orients Schätze aus dem Hüllhorn eines Rauberexs ausgeschüttet werden, so liegt es voll von Schmudsfachen aller Art, von blinkenden Steinen und Korallen,

buntfarbigem Glashmuck und echten Perlen. Schöne Verkäuferinnen setzen uns durch ihre phantastische Kleidung und überreichen Geschmeide auf den Bazar der fernsten Lande, und schüchtern Sprödigkeit ist ihr Fehler nicht, indem sie ihre Kostbarkeiten der neugierigen Welt, die hier ohne Unterlaß die Brücke auf- und niederzieht, laut anpreisen.“ —  
F. Kunze.

## Kleines feuilleton.

m. Rückgratsverkrümmungen der Schulkinder. Die Rückgratsverkrümmung ist eine der häufigsten gesundheitlichen Schädigungen, die wir an Kindern beobachten. Im allgemeinen macht man sich keine rechte Vorstellung von ihrer Verbreitung; es ist deshalb nötig, einige Zahlen anzuführen. Dr. Eduard Quirrsfeld in Rumburg, der im Verlaufe von mehreren Jahren nahezu 8000 Schulkinder sehr genau untersucht hat, macht folgende Angaben: beim Schulantritt hatten nur 63,85 Proz. der Knaben und 67,92 Proz. der Mädchen eine normale Wirbelsäule; alle anderen waren mehr oder weniger schief gewachsen.

Man weiß man seit langer Zeit, daß die Hauptursache der Wirbelsäulenverkrümmung in einer allgemeinen Schwäche des Körpers zu suchen ist. Aber die außerordentliche Häufigkeit dieser Lageveränderung der Wirbelsäule drängt doch immer wieder zur Untersuchung der Frage, ob nicht auch noch andere Ursachen mitwirken. Das ist um so wahrcheinlicher, als sich herausgestellt hat, daß neben muskelschwachen Mädchen gerade die muskelstarken Knaben sehr oft unter Skoliose (Rückgratverkrümmung) leiden. Dazu bemerkt Dr. Quirrsfeld erklärend, daß jeder Arzt die Beobachtung machen könne, wie die Pflegepersonen alle schwachen Kinder, aber auch gerade die muskelkräftigen Knaben ausschließlich auf dem linken Arm tragen, um sich die rechte Hand zur Arbeit freizubehalten; das Kind liegt dann in der Regel mit seinem Kopf auf der Brust der Pflegeperson und sein Körper beschreift nach außen einen leichten Bogen. Dieses stete Tragen der Kinder auf einem Arm ist die Ursache vieler Fälle von Skoliose. „Es genügt nicht, zu sagen, das Knochengestirnt des Kindes ist zu schwach, daher müssen Skoliosen entstehen. Hier wird entschieden Ursache und Wirkung verwechselt: Vesserung der sozialen Verhältnisse, Inslebenrufen von Krüppeln in allen größeren Orten, Belehrung der Bevölkerung über Kindererziehung und Kinderernährung — und die Skoliose ist zur Seltenheit gemacht!“

Gegen diese Darlegungen wird sich nichts einwenden lassen; sie stimmen durchaus mit denen anderer Aerzte überein. Aber Dr. Quirrsfeld vergißt, wie alle anderen Gelehrten, die sich mit der Frage beschäftigt haben, auf einen Punkt besonders aufmerksam zu machen, das ist auf die Art und Beschaffenheit der nächtlichen Lagerstätten der Kinder. Hätte jedes Kind, wie es aus hygienischen und sittlichen Gründen durchaus zu verlangen wäre, seine eigene Lagerstätte, als die nur ein ordentlich zusammengefügtes und gemachtes Bett angesehen werden kann, dann würde die Rückgratsverkrümmung zweifellos viel seltener auftreten. Aber wie steht es damit? Der Stuttgarter Stadtarzt Dr. Gastpar hat im Auftrage des Gemeinderates eine Enquete aufgenommen, die sich auch auf die häuslichen Verhältnisse der Volksschulkinder bezog. Dabei wurde festgestellt, daß 3,6 Proz. der untersuchten Kinder überhaupt nicht in Betten schliefen, sondern sonstwo in der Wohnung, meist auf dem „Sofa“. Nicht einmal die Hälfte der Kinder hatte ein eigenes Bett: 5,9 Proz. schliefen bei den Eltern im Bett, 40,6 Proz. schliefen mit Geschwistern gleichen Geschlechts, 6 Proz. mit Geschwistern anderen Geschlechts zusammen. Fast ein ganzes Prozent der Kinder schlief bei fremden Personen des gleichen Geschlechts! Da auch noch wenigstens ein Drittel sämtlicher Kinder in überfüllten Räumen nächtigen muß, so kann man sich nicht wundern, daß nur 15,7 Proz. allen Anforderungen in gesundheitlicher Beziehung entsprachen, während die anderen 84,3 Proz. irgend einen gesundheitlichen Schaden hatten! Unter diesen Kindern steht die Rachitis mit 44,2 Proz. obenan; bei diesen rachitischen Kindern ist die Gefahr der Rückgratsverkrümmung ohne weiteres gegeben.

Die schauerlichen Wohnungsverhältnisse des Proletariats verwickeln geradezu die Gesundheit des heranwachsenden Geschlechtes! Sie nötigen es, die Nachtruhe in Formen zu suchen, die nicht dazu dienen können, den Körper naturgemäß zu entwickeln, sondern geradezu Mißbildungen herbeiführen. Daher müssen wir immer und immer wieder auf Verbesserungen im Wohnungswesen drängen. —

## Kunstgewerbe.

es. Ausstellung neuer Wohnräume bei Wertheim. Unter Leitung von Prof. C. Stoebing findet bei Wertheim eine Ausstellung neuer Wohnräume und neuen Kunstgewerbes statt. Eine ganze Reihe von Künstlern sind daran beteiligt. Eigentlich hastet solcher Ausstellung immer etwas Zufälliges an, das bei einem Warenhaus beinahe Wertlosigkeit wird. Diese Zimmer sind alle mit einem großen Aufwand an Kosten hergestellt. Was soll ein Warenhaus mit so teuren Sachen? Das Ziel wäre, gerade billige, moderne und gute Sachen herzustellen, da könnte das Warenhaus etwas tun. Es müßte gerade gezeigt werden, daß höchste Einfachheit, Bequemlichkeit und Billigkeit sich verbinden läßt, und daß ein so angefertigtes Stück auch schön ist. Die Formen dürfen nicht überladen sein, die

Farben sich nicht willkürlich vorbringen und das Arrangement der Stücke nicht so künstlich sein. Ohne viel Schwierigkeit mühte eine Herstellung in der Fabrik für Massenbedarf möglich sein. Der Stil müßte sich danach richten, und nach diesen Gesichtspunkten ließe sich wohl etwas Brauchbares schaffen. So aber wird man das Gefühl nicht los, daß diese Innenräume wohl ganz nett anzusehen sind, aber ihren Schöpfern nicht erhebliche Ehre machen. Denn man denkt zugleich, wenn jemand so ausschließlich sich mit Bohnungskunst beschäftigt, müßte Besseres, Brauchbareres herauskommen. Oft aber erzieht Präension und Künsterei die vernünftige Tätigkeit, und man kommt zu der Ansicht, ohne den Künstler, der seine Gegenwart durch Schnörkel und Ornamente und willkürliche Zutaten bekunden zu müssen glaubt, würde es besser gehen. Und es bleibt zu verwundern, daß die Tischlervereinigungen nicht einmal auf die Idee kommen, ihrerseits, vielleicht unter künstlerischer Leitung, denkbar einfache, gute Möbel herzustellen zu billiger Preise, da dann der hohe Aufschlag, den der Künstler auf die Sachen legt, wegfällt. Jedenfalls ist schon jetzt zu sagen, daß der Erfolg dem zufallen wird, dem es gelingt, zu billigem Preise moderne Möbel anfertigen zu lassen. Daß dies möglich ist, daran ist nicht zu zweifeln. Naturgemäß muß dann auf den kostbaren Schmuck verzichtet werden. Aber die Tendenz der künstlerischen Entwicklung geht ja auch dahin, eine Sache, die für den täglichen Gebrauch bestimmt ist, einfach und sachgemäß zu gestalten.

Am ehesten erfüllt noch der erste Raum, die Küche von Herrn Haas diese Forderung. Er gibt dem Schrank, dem Tisch eine äußerst praktische und gefällige Form. Die Farbe gelblichbraun, ist passend und schön. Hier sieht man am ehesten die Einfachheit und Sinngemäßheit als leitendes Prinzip.

All die anderen Räume aber, von Grenander, Huber, Wille, Stöbing, Behrens, Koenig, Dehlich, leiden unter einem störenden, unmotivierten Allzubielen an Schmuck und Ornament. Kein Zimmer macht einen klaren, großen, einheitlichen Eindruck. Es sieht alles zusammengequält, gequält, hingestellt aus. Gerade die Raumwirkung fehlt. Weder in Form, noch in Farbe merkt man die einheitliche Gestaltung.

**Medizinisches.**

hr. Der Einfluß der Wasserbäder auf die Herzarbeit. Die Einwirkung der Bäder auf das Herz ist je nach der Temperatur eine grundverschiedene, man kann mit denselben das Herz üben, schonen und kräftigen, man kann dasselbe aber auch schwächen und ein krankes Herz ernstlich gefährden. Die Wirkung des Bades äußert sich auf den Blutdruck und auf den Puls, sie ist auch abhängig von der Dauer des Bades und von irgendwelchen Zusätzen zu demselben. Im allgemeinen stärken kühle und kalte Bäder das Herz, während heiße Bäder dasselbe erheblich angreifen. Ueber die Einwirkung von Wasserbädern auf das Herz hat neuerdings Privatdozent Doktor Straßburger in Bonn im hydrotherapeutischen Institut daselbst interessante Untersuchungen angestellt, deren Ergebnisse für das badende Publikum von hoher Bedeutung sind. Zu Beginn des kalten Bades steigt demnach der Blutdruck an durch Kontraktion der Gefäße, der Puls wird langsam und sehr gleichmäßig, dann erweitern sich wiederum die Gefäße und der Blutdruck sinkt. Im warmen Bad ist die Pulszahl erhöht, bei Bädern von 34—36 Grad Celsius wird die Herzarbeit während des Bades in bescheidenem Maße vermindert, bei Bädern von 37—40 Grad in mäßiger Weise vermehrt. Bei Bädern oberhalb 40 Grad wächst die Herzarbeit ganz außerordentlich, weil bei heißen Bädern der Blutdruck erhöht und der Puls erhöht ist, und daher erhebliche Mehrforderungen an das Herz gestellt werden. Daher ist besonders Vorsicht mit Schwibbädern nötig, am mildesten unter diesen sind noch die elektrischen Bäder und die Sandbäder, weil sie die Schweißverdunstung nicht hindern. Bei kohlensauren Soolbädern wird der Puls während des Bades mehr verlangsamt als bei einfachen Wasserbädern. Bemerkenswert ist jedoch, daß Dr. Straßburger seine Untersuchungen ausschließlich an gefunden Menschen vorgenommen hat, seine Resultate können also nicht ohne weiteres auf Kranke übertragen werden.

**Aus dem Pflanzenleben.**

kg. Die Bedeutung des Milchsaftes in den Pflanzen. Die Frage, ob der in manchen Gewächsen vorhandene Milchsaft bei der Ernährung eine Rolle spielt, hat vor kurzem S. Kniep in der „Flora“ (Bd. 94 S. 129) behandelt. Dieser Saft, wie er zum Beispiel beim Löwenjahn und bei den Wolfsmilcharten bekannt ist, wie er aber auch außerdem bei anderen Kopfblütlern, Moßgewächsen usw. vorkommt, ist in Röhren enthalten, die ähnlich wie andere Leitungsgefäße die ganze Pflanze durchziehen. Kniep hat nun durch verschiedene Experimente festgestellt, daß die Milchsaftströme keinen Nahrungsaft leiten. Bei der Feige, bei der Milchsaftströme im Marke vorkommen, wurde an einer Stelle eines Astes ringsum alles Gewebe bis auf das Mark weggenommen. Unter den Vorsichtsmaßregeln, die dabei angewendet wurden, hätte die Entwicklung des über der „geringsten“ Stelle liegenden Astes weitergehen müssen, wenn ihm die Milchströme im Mark Nahrungsmaterial zugeführt hätten. Allein die Weiterentwicklung hörte auf. Nun ist aber merkwürdigerweise im Saft von Wolfsmilcharten Stärke beobachtet worden, und gerade diese Erscheinung hat am meisten zu der Meinung bei-

getragen, daß der Milchsaft auch für die Ernährung von Bedeutung sei. Allein es läßt sich durch Hungerluren beweisen, daß dem nicht so ist. Wurden solche Pflanzen mit stärkehaltigem Milchsaft im Dunkeln oder in kohlensäurefreier Luft kultiviert oder wurde an ihren Keimlingen das Nährgewebe entfernt, so blieb doch der Stärkegehalt in den Milchströmen derselbe. Er war also nicht zu Ernährungsziwecken verwandt worden. Es läßt sich auch sonst keine Abgabe von Stärkekörnern aus dem Milchsaft beobachten. Diese müssen also wohl in den Röhren selbst verwendet werden. Außer der Stärke sind keine Nährstoffe im Milchsaft enthalten, überhaupt kommt dieser nur in geringer Menge und wie bemerkt, nur bei manchen Pflanzen vor. In der Hauptsache sind es für die Ernährung mykose Stoffe, die in dem Milchsaft sich finden, vor allem Gummi, Harze und Alkaloide. Es sind aber auch keine Abfallprodukte, wie sie sich etwa bei dem Stoffwechsel der Pflanze naturgemäß bilden würden. Vielmehr ist aus der reichlichen Verwendung organischen Materials, aus dem der Milchsaft gebildet wird, zu schließen, daß derselbe eine besonders wichtige Bedeutung habe. Und diese ist nach Knieps Ansicht eine zweifache. Einmal gibt der Milchsaft, der bei jeder Verletzung der Pflanze sofort hervordringt, einen guten Wundverschluss ab, und so dann dient er als Schutz gegen den Tierfraß. Er enthält viele giftige und widrig schmeckende Stoffe, welche Tiere abschrecken. Durch ein Experiment konnte diese Bedeutung des Milchsaftes gezeigt werden. Eine Wolfsmilchart wurde durch öfteres Anzapfen im Dunkeln frei von Milchsaft gemacht. Die Pflanze wurde nun Ader schneiden, die sie sonst nicht anrühren, vorgelegt und von ihnen verzehrt. Es ist merkwürdig, daß in manchen Pflanzenfamilien nur eine oder einige Arten Milchsaftströme besitzen, während sie den anderen fehlt. Indes kommt es häufig vor, daß diese verwandten Arten Sekretgänge besitzen, deren Absonderung eine ähnliche Bedeutung für die Pflanze hat, wie der Milchsaft.

**Humoristisches.**

— Vorsichtig. Junger Doktor: „Es wäre gut, wenn Sie Herrn Mayer nahelegen würden, daß er sein Testament macht.“  
Haushälterin: „O, das hat er schon getan, bevor er Sie hat rufen lassen, Herr Doktor.“

— Verlockend. Kunde: „Können Sie mir jetzt einen Zahn ziehen?“  
Barbier (ungrimmig): „Einen Mord könnt' ich begeh'n, so tolltend bin ich!“

— Schredlich. Pantoffelheld (verspätet heimgekommen): „Du kannst mir's glauben, liebe Amanda, ich wäre gern früher gekommen, aber es ging nicht. — Der Herr Rat nötigte mich so fremdlich, noch zu bleiben — aber ich sage Dir: Ich sah wie auf glühenden Kohlen!“  
„Was sagst Du? — Mit Deinen neuen Hosen?“ —  
(„Reggendorfer-Blätter.“)

**Notizen.**

— Berliner Theaternachrichten. — Die Nachtsozietät des Deutschen Theaters hat die Auflösung der Gesellschaft zum 30. Juni beschlossen. Mit der Durchführung der Liquidation ist Paul Lindau betraut worden. — Ernst Pittschau vom Berliner Theater geht an das Burg-Theater in Wien. — Ferdinand Hellmesberger ist für das Opernhaus als Kapellmeister verpflichtet worden.

— In Rothenburg o. Tauber wird das historische Festspiel „Meistertrunk“ mit darauffolgendem Festzug und Feldlager wie im vorigen Jahre am Pfingstmontag (12. Juni) zur Aufführung kommen.

— Das Vermögen des Vereins Berliner Künstler beträgt gegenwärtig 946 677 M.

— Zu dem von der heftigen Regierung ausgeschriebenen Wettbewerb um mustergültige Baupläne für Arbeiterwohnhäuser waren 287 Pläne aus allen Teilen Deutschlands eingeliefert worden. Den ersten Preis (1000 M.) erhielt Artur Winkoop, Lehrer der Baugewerbeschule in Darmstadt, den zweiten Preis (600 M.) Joseph Rings, stud. arch. aus Homfel.

— Unter den Farben der Mosel ist die Veulentrankeheit ausgebrochen. Zu ihrer Bekämpfung hat der Landwirtschaftsminister Mittel zur Verfügung gestellt. Die Fischer werden angefordert, erkrankte oder verendete Barben, die in ihren Netzen geraten, zu sammeln und dem Strommeister zu überbringen. Für jeden eingelieferten Fisch werden 20 Pf. gezahlt.

— Seit dem vorigen Herbst werden die Weidenkulturen in verschiedenen Gegenden Sachsens von einer Krankheit heimgeheftet. Nach den Untersuchungen Hans Reumanns in Dresden rühren die Aufstrebungen, die man an der Pflanze wahrnimmt, von einem Pilz her, dem Weiden-Stengelbrand.

— Die längste Strecke auf deutschen Bahnen, die ohne Aufenthalt durchfahren wird, ist im Sommerfahrplan die Strecke Berlin-Hannover mit 253 Kilometer; im Winterfahrplan war es die der bayerischen Staatsbahn München-Münchberg mit 198 Kilometer.